

Nagerkoller

Sumpfbiber wurden wegen ihrer weichen Felle nach Europa geholt, als die wertlos wurden, breiteten sich die Tiere in der Natur aus. Seitdem untergraben sie Gärten und Ufer – und das Sicherheitsgefühl der Menschen. Die Geschichte eines Grabenkampfs.

Von Ulrike Nimz, Süddeutsche Zeitung, 22.09.2023

In der Dämmerung steigt das Untier aus dem Fluss, huscht über den gestutzten Rasen, ein Schatten in den Vorgärten der Vorstadt. Es treibt seine Zähne in junges Gemüse. Nichts ist sicher vor ihm, nichts, das schmeckt. Manchmal dreht es eine Runde im Zierteich des Nachbarn, als wollte es sagen: Ich wohne jetzt hier. Dann schlägt der Jagdhund von Hubertus Manthey an.

Der treue Johnny steht ganz starr, den Vorderlauf in der Luft. Aber zu fassen bekommen hat er das Untier noch nie. Es kann besser tauchen und notfalls auch beißen, ein zottiges Mischwesen mit Schwimmhäuten und kahlem Schwanz. Das Grauen von Bergedorf hat nicht nur einen Namen, sondern gleich drei: Sumpfbiber, Biberratte, Nutria. Und geht es nach Hubertus Manthey, ist es an der Zeit, den Eindringling zurückzuschlagen, bevor es zu spät ist.

Manthey sitzt für die FDP in der Bezirksversammlung, ein freundlicher Mann in Shorts und Sneakern. Er fährt ein grasgrünes Elektroauto, im Garten steht ein Profi-Grill. Ein Rasenmäroboter gleitet vorbei, die neueste Version. Sensoren sollen verhindern, dass geschreddert wird, was den Kopf über die Grasnarbe hebt. Hubertus Manthey ist Tierfreund, na klar. Aber jede Freundschaft hat Grenzen, zum Beispiel die seines 1499 Quadratmeter großen Wassergrundstücks.

Seit 25 Jahren lebt Manthey in Bergedorf im Südosten Hamburgs, so schön grün, eine Stadt in der Stadt, und die S-Bahn fährt alle zehn Minuten. Wer genug hat vom

Kiez und den absurden Mieten an der Alster, zieht hierher, direkt an die Bille, einen Nebenfluss der Elbe. Im Bezirk Bergedorf strömt sie durch Grachten und Fleete, überall plätschert und gurgelt es. Konnte ja keiner ahnen, dass aus Wasserstraßen Nutria-Highways werden.

Als Pelzlieferant aus Südamerika nach Europa importiert, wurden die Sumpfbiber in den vergangenen 130 Jahren gezüchtet, gehäutet und angezogen. Vor allem in den Farmen und Ställen der DDR hockten flauschige Mutationen: silberne Grönländer, braune Kubaner, Champagnerfarbene. Den Härtesten gelang die Flucht, da ging es den Tieren wie den Menschen, die meisten jedoch wurden freigelassen, als nach der Wiedervereinigung der Preis für Pelze ins Bodenlose fiel. Andere landeten in den Kantinen der Gefängnisse.

Die Nutrias begann sich einzurichten, nicht nur hier im Norden, aber vor allem dort. Exemplare sind in der U-Bahn gesichtet worden, in Fußgängerzonen, auf Spielplätzen. In einem Regenrückhaltebecken in Hannover plantschten so viele von ihnen, dass ein Künstlerkollektiv kurzerhand einen Nutrias-Zoo eröffnete, mit Hinweisschildern, Audioguide und Souvenirs. Bei der Stadtentwässerung fanden sie das gar nicht lustig, schließlich warnt selbst der Weltbiodiversitätsrat vor Schäden durch die nagenden Neozoen.

Die Sache ist die: Auch Sumpfbiber wollen günstig wohnen, am besten mit Blick aufs Wasser. Für Baue und Nester durchhöhlen sie bisweilen das Umland von Flüssen und Entwässerungsgräben. Das Ufer kann einstürzen, wenn das nächste Hochwasser kommt. Und das nächste Hochwasser kommt bestimmt. Die Nutrias, so kann man das sehen, untergraben nicht nur Gärten und Landschaft, sie untergraben auch das Sicherheitsgefühl mancher Menschen. Hubertus Manthey sieht es hinter seinem eigenen Haus: wie die Erlen sich neigen, das Schilf verschwindet. Ganze Bäume hat er in den Fluss kippen sehen. „Die fressen sich immer mehr ins Land hinein. Wenn das so weitergeht, gibt es diesen Uferstreifen in zwei Jahren nicht mehr.“

Es stünden ja nicht nur Wasserpflanzen auf dem Sumpfbiber-Speiseplan, sondern auch Teichmuscheln und die Zierliche Tellerschnecke. Manthey fürchtet, dass ganze

Ökosysteme verschwinden, dass Bergedorf „verschlammt und verkrautet“, wenn die Tiere sich weiter vermehren. Als Diplom-Kaufmann und Rechtsanwalt im Bereich Wirtschaftsprüfung kennt er sich aus mit exponentiellem Wachstum. Im Umweltausschuss des Bezirks hat er vor einer „Nutria-Katastrophe“ gewarnt, sollte der Bestand nicht reguliert werden. Und regulieren heißt in der Jägersprache: abschießen, so viele wie nötig.

Hamburgs Umweltbehörde hat kürzlich die sogenannte Schwanzprämie wieder eingeführt. Die Tiere dürfen gefangen und getötet werden. Die Jäger bekommen dafür zehn Euro, allerdings nur, wenn es sich nicht um Muttertiere handelt, die sind geschützt. Wer aber soll da im Eifer des Gefechts sicher sein? Man könne die Viecher ja schlecht mit dem Finger am Abzug fragen, ob da noch irgendwo Junge sind, klagen die Jäger und schießen dann lieber nicht. Sie fürchten Bußgelder, vermuten grüne Klientel-Politik des Senats. Und die Nutrias? Lassen es sich gutgehen, am Bergedorfer Schloss, wo sonst.

Zwei Fellknäule sitzen dort auf der Wiese unter der Brücke, zwei weitere paddeln träge durch den benachbarten Kanal, ein paar Touristen zücken die Handys. „Da sieht man ja, wie scheu die sind, nämlich gar nicht“, sagt Manthey. Natürlich, das räumt er ein, sind die Tiere possierlich, wenn sie aufrecht sitzend ihr Grünzeug mümmeln, aus den Vorderpfoten, wie adelige Meerschweinchen. Ein paar Schritte weiter sitzen die Bergedorfer auf der Sonnenterrasse bei Schweinske, und manchmal, wenn sie ihr Kotelett nicht schaffen, werfen sie die Reste einfach ins Wasser, mit dem guten Gefühl, zwar ein Tier gegessen, aber ein anderes gefüttert zu haben.

Ist es nicht schön, in einem Stadtteil zu leben, wo nicht das Rotlichtmilieu, kriminelle Clans oder SUV-Bonzen das Hauptproblem sind, sondern ein monogamer Sumpfbewohner aus dem gemäßigten Südamerika? Hubertus Manthey muss lachen, obwohl das alles gar nicht zum Lachen sei, sondern nur eine Frage der Zeit, bis das erste Kind mit den Zähnen des Untiers Bekanntschaft mache. „Wir haben nun einmal keine Pumas in Bergedorf. Wir müssen das Problem selbst lösen.“

Wenn es Pumas gäbe in Bergedorf, dann hätte Vanessa Haloui sicher ein paar zur Pflege. Hinter der Lärmschutzwand der A25, am Rand einer Kleingartenkolonie, hat sie ein Refugium für verletzte und verwaiste Wildtiere geschaffen, eine verwinkelte Anlage, in der es zur Begrüßung gackert, blökt und keckert. Sie machen hier Umwelterziehung für Kinder, Sanddornbonbons und natürlich Politik. Hamburgs Erster Bürgermeister war schon zu Besuch, der grüne Umweltsenator auch. Es gibt ein Foto vom CDU-Mann Christoph Ploß, wie er etwas auf Händen trägt, das verdächtig nach einem Sumpfbiber aussieht, illegaler Einwanderer hin oder her.

Vanessa Haloui kommt gerade vom Tierarzt, eine der Wachteln hat ein Geschwür am Auge. Zwei kleine Hunde springen ihr um die Beine. Sie winkt den Kamerunschafen Hanni und Nanni zu. Im Gehege gegenüber hängen die Waschbären am Maschendraht wie gescheiterte Ausbrecher. Einen, den schönsten, hat sie Sky getauft, nach ihrem Lieblingsschauspieler Sky du Mont. Und dann ist da noch Schaschi, der Igel, benannt nach dem, was ein Rasenmäroboter von ihm übriggelassen hat.

Mit Igel hat alles angefangen, vor mehr als zehn Jahren, als Vanessa Haloui Looki e.V. gegründet hat, später sogar ihren Job als Schifffahrtskauffrau aufgab. Seitdem rettet sie Tiere in Vollzeit und lebt vom Ersparten. Sie nutzen hier Solarstrom, duschen mit Regenwasser, Gäste gehen aufs Plumpsklo. 43 Ehrenamtliche füttern, verbinden, streicheln die Findlinge. Und allen, die sich das jetzt romantisch vorstellen, schickt Vanessa Haloui noch einen Gruß aus der Realität: „Ein Großteil der Arbeit besteht aus Kackekratzen.“

Gerade haben sie mal wieder Aufnahmestopp, aber als ein Mann einen jungen Sumpfbiber in der Jacke brachte, konnte Haloui dann doch nicht Nein sagen. Jetzt weicht Nuki das Nutria ihr nicht mehr von der Seite, schläft mit im Bett, schwimmt mit in der Badewanne. Neulich hat sie das Tier mit ins Rathaus genommen, alle zwei Stunden muss es gesäugt werden. „Ich bin jetzt im Prinzip die Mama.“

Vanessa Haloui unterteilt Nutrias nicht in Böcke und Metzen, sie sagt „Jungs und Mädels“. Sie kann nicht nur die Rufe der Sumpfbiber imitieren, sie kann Studien

zitieren zu Fortpflanzung und Verbreitung, sie kann das Wort Plage nicht mehr hören. „Was die Nutrias an der Uferböschung machen, ist nichts anderes als Rasenmähen“, sagt sie. Die Tiere würden ihre Baue nicht verzweigt anlegen wie die Bismarckratte, sondern auch mal Höhlen beziehen, die schon da sind. „Sie regulieren ihre Bestände selbst auf Grundlage der Umweltressourcen.“ Heißt auch: Solange es grün ist, gar gefüttert wird, fühlen die Tiere sich wohl.

Vanessa Haloui ist debattengestählt, sitzt mit verschränkten Armen, hat auf jede Frage eine Antwort. „Meine Mitarbeiter nennen mich nicht umsonst Kim Jong-Haloui.“ Landwirte, die ihre Petersilie verloren haben? Hätten besser einen Zaun gezogen, 30 Zentimeter reichen, Sumpfbiber können nicht klettern. Hunde, die gebissen werden? Hätte man eben nicht von der Leine lassen sollen. Und Kinder? Auch Nutrias haben welche und wehren sich, wenn denen jemand zu nahe kommt, eigentlich nicht so schwer zu verstehen.

Schuld ist fast immer der Mensch, so sieht Vanessa Haloui das. Alle wollen naturnah leben, aber wenn die Natur zu nahe kommt, wird durchgeladen. Die Tierschützer haben eine Postkartenaktion gestartet, T-Shirts bedruckt, darauf ein Jagdgewehr und ein Sumpfbiber mit blutigem Skalp. „Wie viele Tiere wollen wir töten, damit der Ziergarten schön bleibt?“

Als Kind war sie beim Schweineschlachten dabei, auf dem Hof der Großmutter in Schleswig-Holstein. Da hat sie gesehen, woher die Bärchen-Wurst kommt, gehört hat sie es, und die Schreie nie wieder vergessen. Seitdem lebt sie vegan. Auch Vanessa Haloui sitzt im Bergedorfer Umweltausschuss, für die CDU. Das macht die Sache kompliziert, denn eigentlich ist ihre Fraktion für den Abschuss. Deshalb will sie ausschließlich als Vereinsvorsitzende sprechen und wirbt für das „italienische Modell“. Im Süden Europas hat man die sich ausbreitenden Nutrias nicht abgeknallt, sondern im Rahmen eines Langzeitprojekts nach und nach sterilisiert. Das ist aufwendiger und führt zur ewigen Frage: Wie viel Zeit, wie viel Geld ist ein Tierleben wert?

Vanessa Haloui pflückt eine Handvoll Sauerampfer, ein Nachmittagssnack für Nuki. Das Tier raspelt stoisch Blatt um Blatt, macht Männchen, lässt sich

bereitwillig auf ihrer Schulter platzieren. Als invasive Art darf Nuki nicht ausgewildert werden. Sie wird an der A25 aufwachsen mit ihrer 42-jährigen Menschenmutter. Sie bauen gerade „Nutriville“, ein Sumpfbiber-Paradies mit Planschbecken und Liegewiese. „Wenn die Tiere irgendwann ohne Einschränkung geschossen werden, bekomme ich die verlassenen Babys“, sagt Vanessa Haloui. Nuki, davon ist sie überzeugt, wird nicht lang allein bleiben.

Nutrias unterliegen in Hamburg nicht dem Jagdrecht. Ein Gutachten soll nun klären, ob sich das ändern muss. Woanders ist das Schicksal der Tiere längst besiegelt. Im Nachbarland Niedersachsen werden Nutrias seit 2001 gefangen, geschossen – und nicht nur das.

Marion Klopp empfängt auf ihrem Hof in Ribbesbüttel, trägt derbe Kleidung in Braun und Grün, dazu schwere Gummistiefel, die sie „Kautschuk-Ballerinas“ nennt. Man kann sich vorstellen, wie sie zwischen Bäumen und Büschen unsichtbar wird, die Vorsitzende der Jägerschaft Gifhorn, Spezialgebiet: Predatorenmanagement und invasive Arten.

Erst gestern ist ein Sumpfbiber in eine ihrer Drahtgitterfallen getappt. In Einzelfällen können die Tiere deutlich mehr als zehn Kilo schwer werden. „Das ist schon mehr als ein großer Dackel.“ Sie bekommt dann eine Pushmeldung aufs Handy, auch für die Jagd gibt es Apps, „Trapmaster“ oder „Mink Police“. Sie muss die Falle dann umgehend leeren, das verlangt der Tierschutz. Leeren heißt: hinfahren und einen Fangschuss abgeben, Kleinkaliber in den Kopf. „Totquatschen kann ich das Tier ja schlecht“, sagt Marion Klopp.

Die Fallen stellt sie dort auf, wo sie Trampelpfade der Nutrias sieht, wo das Schilf abgenagt ist, das Ufer aufgewühlt. Sie lockt sie mit Mais oder Apfelstückchen, in einem der Apparate steht noch die Blutlache. Sie hat ihre Beute abgebalgt, ihr „die Jacke ausgezogen“, mit dem Taschenmesser. Die Gedärme herausgelöst und das Fleisch eine Nacht lang eingelegt in Salz, Pfeffer, Öl. Jetzt liegt der Sumpfbiber auf dem Grill, Rippenbogen, Keulen, Bauchlappen. Marion Klopp zündet eine Kerze an. Es schmeckt nach Kaninchen, es schmeckt nach Schwein, es schmeckt so gut, dass einer ihrer Jagdfreunde zehn Euro pro Kilo nimmt, Spezialmarinade: „Magic Dust“.



Auf dem Hof von Marion Klopp leben Nandus mit drei Jungen, von denen sie eines essen wird. Dazu Hühner, Pfaue, ein Gänsepaar, das bleiben darf. Keines der Tiere hat einen Namen. Schon ihr Großvater habe hier geschlachtet, sagt sie, Schweine am Haken, Rinder am Haken, hat sie alles erlebt, aber andere Schlüsse gezogen als die Tierretterin Vanessa Haloui. Sie habe mehr über den Wald und die Wesen darin lernen wollen. Ihr erstes erlegtes Tier war ein Schmaltier. So heißen junge weibliche Hirsche, die noch nicht gekalbt haben. Sie hat es eigenhändig aufgebrochen und ein wenig gezittert nach dem Schuss, „Jagdfieber“ nennen sie das. Ganz einfach geht das Töten dann doch nicht von der Hand, und das ist gut so, findet Marion Klopp.

Sie liebt es, draußen auf dem Feld die Sonne aufgehen zu sehen. Ihr Wecker steht auf 3.50 Uhr. Einmal hat sie einen Fuchs über eineinhalb Stunden verfolgt, teils im Kriechgang, bis sie nah genug herankam, um ihn zu erlegen. Sie erzählt das mit einer Mischung aus Kälte und Zärtlichkeit, so als hätten sich Mensch und Tier, Jägerin und Beute, kennengelernt in diesen 90 Minuten. Ein Tanz, den einer von beiden nicht überlebt.

Sie sei keine Trophäenjägerin, sagt Marion Klopp. „Ich muss nicht alles auf den Grill packen oder an die Wand hängen, was vor die Flinte kommt.“ In ihrem Büro steht ein ausgestopfter Fuchs, zusammengerollt, als würde er schlafen. An der Wand hängen Waschbärschwänze wie die Schlüsselanhänger eines Riesen. In ihrem Wohnzimmer sind die Sofakissen mit Sumpfbiberfell bezogen, zwei Tiere braucht es pro Stück. Manchmal kocht sie die Köpfe aus, zieht die Zähne, die orangefarbenen Stemmer, macht Wandschmuck daraus. „Das ist für mich eine Form der Wertschätzung. Warum sollte ich das wegwerfen?“

Das Wort Schwanzprämie findet sie widerlich. Als würde man nur jagen, weil man etwas dafür bekommt. Marion Klopp sieht es als ihren Auftrag, den Bestand zu regulieren. Sie gibt Fallensachkundeseminare, hat eine Präsentation vorbereitet mit Bildern von Schäl- und Fraßschäden der Nutrias. Ganze Landwirtschaftsmaschinen seien schon eingebrochen auf untertunnelten Deichen und Feldern. In der Hochphase, 2019 und 2020, sind in Niedersachsen 41 369 erlegte und verendete Tiere erfasst worden. Heute geht ihr nur noch selten eines in die Falle. Marion

Klopp versteht nicht, warum sie in Hamburg so zimperlich sind. Wenn die Winter wieder kalt wären, die Flüsse länger vereist, dann würde sich das Problem wohl von selbst erledigen. Aber danach sieht es nicht aus. Die Klimakrise hat viele Folgen, und manchmal haben diese Folgen ein Fell.

Marion Klopp klettert in ihren weißen Lieferwagen, die Flinte hat sie dabei. Die Fahrt geht ins Naturschutzgebiet an der Oker, zu ein paar Teichen umgeben von Brennnesselbüschen. Das Wasser ist grün von Entengrütze, man hört nur den Wind. Auf einer kleinen Insel aus Schilf und Gehölz sonnen sich zwei Nutrias, liegen dicht beieinander und kauen. Sie sehen nicht aus wie Untiere, wie Wappentiere der Welterhitzung. Sie sehen aus, als hätten sie eine gute Zeit. Marion Klopp könnte jetzt die Flinte holen und den Käscher. Sie könnte eine Ladung Schrot in dieses Stilleben jagen, dann hineinwaten in den Teich und die leblosen Körper an Land holen, zwei weitere Felle, vier weitere Zähne. Aber Marion Klopp steht nur da und schaut den Sumpfbibern beim Sumpfbibersein zu. Heute kommen alle mit dem Leben davon.